

# «Ich war nur noch eine Nummer»

Nina Weil ist eine von vierzehn Holocaustüberlebenden, denen an der ETH eine Ausstellung gewidmet ist

DOROTHEE VÖGELI

Ihre Ankunft in Auschwitz wird sie nie vergessen. Nach tagelanger Fahrt im dunklen Viehwagen wurden plötzlich die Türen aufgerissen, ein fürchterliches Geschrei und grelles Licht raubten ihr die Sinne. «Sie hetzten Schäferhunde auf uns», berichtet Nina Weil. Sie war damals 11-jährig. Mit ihrer Mutter wurde sie 1942 von Prag nach Theresienstadt und von dort nach Auschwitz deportiert. Wäre es nach den Plänen der Mutter gegangen, hätte die kleine Nina 1938 in die Schweiz flüchten sollen. Weil sie aber ihren Vater im Alter von vier Jahren verloren hatte, war es ihr grösster Wunsch, bei der Mutter zu bleiben.

## Selektion Mengeles überstanden

In Auschwitz wurde ihr die Zahl 71978 auf den Arm tätowiert. «Ich habe sehr geweint. Nicht wegen des Schmerzes, nein, ich hatte den Namen verloren, ich war nur noch eine Nummer», erzählt sie im Video von Eric Bergkraut, der für die Ausstellung «The Last Swiss Holocaust Survivors» vierzehn Interviews mit Holocaustüberlebenden geführt hat. Im Rahmen einer Vorbesichtigung im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich am Freitag ist sie dort selber zu Gast. Dank ihrer zurückhaltenden Art verleiht die 85-Jährige ihren Erinnerungen grosse Eindringlichkeit – sie stehen exemplarisch für sechs Millionen Juden, die den Holocaust nicht überlebten.

Nina Weil war in einem Kinderblock untergebracht. Als sie eines Tages wie immer ihre Mutter besuchte, lag diese auf ihrer Pritsche. Nina realisierte, dass sie nicht mehr atmete. Man legte die Mutter hinter die Baracke, wo sie etwa zehn Tage blieb. Täglich ging Nina hin und wischte ihr den Schnee vom Gesicht. Dann war sie plötzlich fort. «Erst jetzt begriff ich, dass sie tot und ich nun allein war», erzählt Weil. Später überstand sie die Selektion des KZ-Arzt Mengele. Dieser wollte sie zuerst in die Gaskammer schicken. Nina sagte zu ihm: «Meine Mutter ist tot, aber ich möchte noch einmal Prag sehen.»

Rückblickend meint sie: «Irgendwas war bei mir, vielleicht ein Engel.» Mengele änderte seine Meinung und teilte sie in die für das Arbeitslager vorgesehene Kolonne um.

Im Januar 1945 schickte man sie auf einen Todesmarsch. Wer stehen blieb oder zusammenbrach, wurde erschossen. Wenig später folgten die Befreiung



Nina Weil hat den Holocaust überlebt, die Erinnerungen bleiben.

SELIINA HABERLAND / NZZ

durch russische Soldaten und die Rückkehr nach Prag. Nina Weil kam ins Waisenhaus eines Klosters und später in ein jüdisches Internat. Sie machte die Matura, absolvierte eine Ausbildung als Laborantin und arbeitete in der Prager Poliklinik – bis 1968 die Russen in die Tschechoslowakei einmarschierten. Zufälligerweise verbrachte sie damals mit ihrem Mann bei Freunden in Uster ein paar Ferientage. Nach der Niederschlagung des Prager Frühlings erhielt das

Ehepaar Asyl in der Schweiz. Nina Weil war schon fast dreissig, als sie zum ersten Mal über ihre Erlebnisse sprach – und zwar mit ihrem Mann. Psychologische Hilfe hat sie nie angenommen. «Man muss das selber verkraften», sagt sie.

Richtig verarbeitet hat sie das Grauen aber nicht. Manchmal schreckt sie nachts schreiend aus dem Schlaf – und vor Schäferhunden hat sie nach wie vor panische Angst. Vergebung ist ihres Erachtens aber trotzdem möglich, und sie

erzählt den Journalisten von einem Deutschen, der ihr einen Kartoffelschäler schenkte, damit sie ihre Nägel beim Rüsten in einem Arbeitslager schonen konnte. Und ihr Verhältnis zu Gott? «Ich glaube an etwas, ich nenne es aber nicht Gott», sagt sie.

## Appell an die Jugend

Wie die übrigen in der Ausstellung Porträtierten appelliert Weil an die heutige Jugend, für das Gute zu kämpfen. Der am Freitag ebenfalls anwesende 88-jährige Holocaustüberlebende Eduard Kornfeld formuliert seine Botschaft so: «Seid keine Mitläufer, hinterfragt alles, und bildet euch eine eigene Meinung.» Die Ausstellung soll laut Gregor Spuhler, Leiter des unter anderem auf jüdische Zeitgeschichte spezialisierten ETH-Archivs, die Gefahren bewusst machen, «wenn sich Nationalismus, Ausländerfeindlichkeit und Diskriminierung religiöser Minderheiten mit einer Infragestellung von grundlegenden Prinzipien des demokratischen Rechtsstaates verbinden.»

Konzipiert hat die vom ETH-Archiv wissenschaftlich begleitete Präsentation die Gamaara Foundation, die sich für bedürftige Holocaustüberlebende engagiert. Da nur noch wenige leben, sei es der allerletzte Moment, um die Geschichte des Holocausts anhand von Zeitzeugen zu individualisieren und für künftige Generationen zu konservieren, sagt die Präsidentin Anita Winter. Die Sensibilisierung der Jugend ist ein Schwerpunkt der International Holocaust Remembrance Alliance, deren Vorsitz die Schweiz diesen Frühling übernommen hat.

Der Regisseur Eric Bergkraut zeichnet seine zehnmündigen Videos als «Protokolle einer Begegnung». Seine Gesprächspartner hat er im Studio gefilmt. Sie sitzen ihm auf einem Sofa gegenüber, ein roter Lampenschirm und ein grüner Vorhang verbreiten häusliche Atmosphäre. Eine schöne Ergänzung bilden die grossformatigen Schwarz-Weiss-Bilder der Protagonisten, die vom Fotografen Beat Mumenthaler stammen. Bereits jetzt haben sich zwanzig Schulklassen angemeldet. Gerade für Jugendliche dürften die Begegnungen mit den Holocaustüberlebenden besonders interessant sein: Diese waren damals in ihrem Alter.

2. Mai bis 3. Juni, Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich.

## REFORMATIONSJUBILÄUM

### Arbeit

Von Christoph Sigrist

Ich arbeite, also bin ich. Dieser Satz ist in die Schweizer DNA eingeschrieben. Jeder Tag ist ein Tag der Arbeit – und die Nacht dazu. Arbeit schafft Lebensinn, sichert Existenz, füllt Kalender und die Mailbox. Am 1. Mai ist es sinnvoll, innezuhalten, nachzudenken, was uns Arbeit so wichtig und so schwer macht. Zu den Impulsen der Reformation gehört das «protestantische Arbeitsethos». Die Reformatoren waren vom Eifer getrieben, Lesen und Schreiben den Klöstern zu entreissen. Alle sollten lernen, dass Arbeit mehr als nur Arbeit ist. Huldrych Zwingli ermahnte die Eidgenossen einen Tag nach dem 1. Mai 1524: «Und ist doch die arbeits so ein guot, göttlich ding.» Arbeit als ein göttlich Ding hat einen Mehrwert besonderer Art.

■ **Arbeit ist mehr als ein Job.** Selig, wer seine Arbeit als Berufung ausüben kann. Bei vielen Pilotinnen und Piloten ist es nicht schwer, Erfüllung, Leidenschaft für die Arbeit zu erahnen. Gilt das auch bei denen, die Büros putzen, Teller waschen, im Akkord schlachten, Zeitungen nachts zum Versand verpacken, die Strassen fegen? Jede Arbeit ist wertvoll für die

## 500 JAHRE REFORMATION SCHATTENWURF ZWINGLI

Vor 500 Jahren begann die Reformation. Im «Schattenwurf Zwingli» projiziert der Lichtkünstler Gerry Hofstetter in einer Kunstaktion an jedem Monatsersten Zwinglis Schatten. Parallel dazu erläutert Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist als Botschafter des Reformationsjubiläums in der NZZ in zwölf Botschaften, was Gegenwart der Reformation bedeutet. Der nächste Schattenwurf mit Podiumsdiskussion findet am Montag, den 1. Mai, um 19 Uhr 30 vor dem Grossmünster statt.  
<https://schattenwurfzwingli.ch>

Gesellschaft. Doch nicht jede Arbeit ist der Traumjob, in dem sich das eigene Potenzial entfaltet. Ist Arbeit ein göttlich Ding, führt sie nicht ins Paradies, wo jeder seines Glückes Schmied ist, sondern aus dem Paradies in die Welt, wo im Schweisse des Angesichts schlicht Leistung erbracht wird. Kein Tanz um das sich selbst verwirklichende Glückskind.

■ **Arbeit ist mehr als Erwerb.** Wer leistet, verdient Geld. Doch Arbeit ist nicht nur Erwerb. 1,4 Millionen Menschen haben sich 2013 freiwillig und unbezahlt engagiert; 1,3 Millionen arbeiteten in der Nachbarschaft, beim Berghuet, in der Pflege von benachteiligten und älteren Menschen. Dazu kommen zirka 220 000 Töchter und Söhne, Partnerinnen und Partner, die betagte Angehörige betreuen – bis zum Sterben und zum Tod. Ist Arbeit ein göttlich Ding, leitet sie Kapital auch auf unbezahlbare Arbeit beim Hegen und Pflegen. «Dabei ist die Magd, die den Besen schwingt, nicht weniger wert als der Fürst, der das Land regiert» (Margot Kässmann). Kein Tanz um das Geld erwerbende Kalb.

■ **Arbeit ist mehr als gleicher Lohn.** Gleicher Lohn für gleiche Arbeit für Frauen und Männer, das ist ein Menschenrecht. In manchen Bereichen gilt es, in zu vielen schreit das Unrecht zum Himmel. Der Blick auf die Reformation weitet den Horizont auf die Arbeit von Frauen. Ist Arbeit ein göttlich Ding, richtet sie menschliches Recht im Licht der göttlichen Gerechtigkeit ein. Eine Magd, die den Besen schwingt, der gleichen Lohn wie ein Knecht, der die Gabel hält. Wer regiert, wird als Mann oder als Frau fürstlich entlohnt. Der Lohn von Knecht und Fürstin stehen in massvollem Verhältnis zueinander. Kein Tanz um den noch gleicheren Mann.

Arbeit als Berufung, darin zeigt sich der Mehrwert der Arbeit als ein göttlich Ding. O-Ton Zwingli: «Und wie ein Handwerker alle sine geschirrt kennt, brucht, ruwen lasst, wedes nach sinem willen, och dero keins hatts, des er vergesse? ... Also erkennt gott alle sine geschöpfthen, brucht ubt und nutzet sy, wie er will, unnd ist gheine, dero er vergessen könne.»

## Die Sozialdemokraten wollen eine Doppelspitze

Die Partei sucht eine Frau und einen Mann fürs Präsidium

dfr. Die Suche nach einem Nachfolger für den im Streit zurückgetretenen Zürcher SP-Präsidenten Daniel Frei gestaltet sich schwierig. «Die Kandidaten stehen tatsächlich nicht Schlang», sagt Priska Seiler Graf, Chefin der partei-internen Findungskommission, auf Anfrage. Seit zwei Monaten führt die Nationalrätin Sondierungsgespräche. Namhafte Exponenten wie etwa die Nationalrätin Min Li Marti haben der Partei eine Absage erteilt.

Nun stehe man aber kurz vor einem Durchbruch, teilt Seiler Graf mit. Was klar ist, wenn es nach der Findungskommission geht: Die Partei soll neu von einer Doppelspitze geführt werden. Dabei ist die SP auf Ausgleich bedacht: Gesucht werden eine Frau und ein Mann, jemand vom linken und jemand vom rechten Flügel der Partei. «Das versuchen wir zu berücksichtigen», sagt Seiler Graf. Die Sozialdemokraten sind damit offensichtlich bemüht, nach den Querelen um den Rücktritt von Daniel Frei wieder Eintracht herzustellen. Frei wurde in seiner viereinhalbjährigen

Amtszeit wiederholt von internen Flügelkämpfen aufgegeben. Dabei ging es meist um die Politik von Regierungsrat Mario Fehr. Gewissen Kreisen am äusseren linken Rand der SP attestierte Frei später «sektiererische Züge». Mit einem Co-Präsidium würden künftig beide Strömungen in den Parteivorstand eingebunden, und es gäbe weniger Konflikte – so wohl die Überlegung der Findungskommission.

Zu möglichen Kandidaten für die angestrebte Doppelspitze will sich Priska Seiler Graf nicht äussern. Einer der beiden Plätze soll laut Insiderin der Nationalrätin Chantal Galladé zufallen. Die Winterthurerin ist eher dem sozialliberalen Flügel der Partei zuzuordnen. Sie selber nimmt auf Anfrage keine Stellung, schliesst eine Kandidatur aber nicht kategorisch aus. Was jetzt schon klar ist: Die Findungskommission wird der Delegiertenversammlung in drei Wochen nur zwei Namen präsentieren. Eine Kampfwahl soll verhindert werden. «Das möchten wir den Kandidaten nicht zumuten», sagt Seiler Graf.

## Kesb rechtfertigt hohe Kosten für 12-Jährigen

Teures Sondersetting für Buben im Bezirk Affoltern

dfr. Die Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) spricht von einem «Extremfall». Einem, wie es ihn im Bezirk Affoltern noch nie gegeben habe. In einer zweiseitigen Stellungnahme äussert sich die Behörde zum ersten Mal ausführlich zum Fall eines zwölfjährigen Buben aus Wettwil am Albis, dessen Betreuungskosten in den Boulevardmedien diese Woche Schlagzeilen machten. «Blick» und «Schweiz am Wochenende» sprachen von «Sozial-Irrsinn». Zeitweise soll die Unterbringung und Behandlung des Zwölfjährigen, der immer wieder «auffällig» geworden sei, bis zu 85 000 Franken pro Monat gekostet haben. Zitiert wurde unter anderem seine Mutter, die glaubt, dass die Behörden für die Behandlung des Knaben «unnötig Geld verschwendet».

In ihrem Communiqué verteidigt die Kesb die «unbestrittenenmassen sehr hohen Kosten». Auf Details geht die angesprochene Behörde aufgrund des Persönlichkeitsschutzes des Buben nicht ein. Sie hält aber fest, dass es sich um «keine übliche Platzierung» handle. Der

Zwölfjährige sei wegen akuter Selbst- und Fremdgefährdung in eine Klinik eingeliefert worden. Die fürsorgliche Unterbringung stütze sich auf ein externes psychiatrisches Gutachten. Gegen den Entscheid habe niemand Beschwerde erhoben, also auch die Mutter nicht.

Zu den Kosten: In diesem speziellen Fall sei es «aufgrund der Verhältnisse und mangels geeigneter Alternativen» nicht möglich gewesen, eine günstigere Lösung zu finden. Besonders teuer sei der «Personenschutz» gewesen, der für die Aufnahme des Kindes in eine Klinik nötig gewesen sei. Die 1:1-Betreuung habe einmalig Zusatzkosten zwischen 40 000 und 50 000 Franken pro Monat während längstens sechs Wochen verursacht. Diese zusätzlichen Kosten müssen bei Minderjährigen im Prinzip die Eltern übernehmen. Können sie diese nicht tragen, ist die Wohngemeinde am Zug. Eine konkrete Rechnung liege noch nicht vor, hält die Kesb fest. Die übrigen Behandlungs- und Unterbringungskosten würden von der Kranken- oder der Invalidenversicherung beglichen.